



SPRECHEN ÜBER RAUM UND AKUSTIK

Jürgen Strauss im Gespräch mit Studierenden der ETH Zürich Am Lehrstuhl von Fabio Gramazio und Matthias Kohler experimentierten Studierende mit PU-Schaum und produzierten aus diesem mithilfe einer computergesteuerten Düse Diffusionselemente. Diese Paneele wurden in den Arbeitsraum gehängt. Jürgen Strauss thematisierte im Gespräch mit den Studierenden Fragen der Raum- und Klangwahrnehmung.

Die Untersuchung psychoakustischer Phänomene erfolgt üblicherweise in akustisch definierten Situationen, die messtechnisch objektiviert eine bestimmte Relation von gesendetem und empfangenem Schall zeigen – eine bestimmte *Reizstruktur*. Durch Befragung der Hörtestpersonen anhand fachterminologisch gebundener Ausdrücke, zum Beispiel Deutlichkeit, Klarheit und Räumlichkeitseindruck, wird dann das zu untersuchende Phänomen näher bestimmt – durch statistische Auswertung der quantifizierenden Auskünfte,

der Kreuzchen auf Skalen. Dieses Verfahren hat den Vorzug, ein einzelnes Phänomen näher bestimmen zu können; es ist jedoch für Fragen komplexer Wahrnehmung, die ein Zusammenspiel der Sinne implizieren, nur begrenzt anwendbar. Die Verbalisierung eigenen Erlebens in Alltagssprache eröffnet hier eine Forschungsperspektive, die auch Objektivierung gestattet, jedoch zunächst die Fülle unterschiedlicher Wahrnehmungen im Prozess der Dingwerdung der Dinge zeigt und damit weiter fragwürdige Gegenstände erst aufbringt.

Jürgen Strauss: *Im Vergleich zwischen dem Hör-Erlebnis am exakt bemessenen Sweet-Spot – im Hifi-Bereich ist dies der optimale Hörort, die Hörposition des sogenannten (gleichseitigen) Stereodreiecks – in meinem Berner Tonstudio und der Hör-Situation hier im Arbeitsraum an der ETH Zürich: Wie würdest du die Unterschiede beschreiben?*

In Bern hatte ich das Gefühl, isoliert zu sein in einem Raum. Ich konnte nicht recht fassen, wo der Raum aufhört, konnte von aussen her keine Einflüsse erkennen, hören oder fühlen. Dadurch war eine Fixierung auf die Musik und den Klang viel besser möglich. Hier hingegen scheint es mir immer, dass ich mich nicht alleine im Raum befinde, selbst dann, wenn ich alleine bin. Wohl auch, weil der Raum akustisch nicht so abgeschottet ist – nicht absorbiert. So entsteht ein Raumgefühl, bei dem ich ungefähr abschätzen kann, wie gross der Raum ist, was in Bern nicht der Fall war.

Und im Hinblick auf die Klänge selbst, wenn du also an Klangbilder oder Klangräume denkst?

Ich hatte hier nie das Gefühl, dass der Klang klar ist; daher konnte ich mich nicht entspannen und musste mich darauf konzentrieren, das Ganze zu filtern, um nach Dingen zu suchen, die ich aus Bern schon kannte. In Bern hingegen habe ich neue Dinge kennengelernt, obwohl ich sie noch nicht kannte. Ich glaube, hier gibt es einfach nicht diesen exakten Sweet-Spot.

Wir arbeiten gerade an den Paneelen, die wir hier im Raum als Diffusoren installieren wollen. Was erwartest du: Wird das Raumgefühl dadurch angenehmer?

Momentan kann ich mir noch schlecht vorstellen, was sich mit den Diffusoren ändern wird. Im Kopf habe ich immer noch diesen Eindruck von Absorption. Hier in diesem Raum hatte ich das Gefühl, dass ganz viel um mich herum passiert – ohne sagen zu können, ob ganz direkt oder gestreut – es war zumindest immer noch sehr viel rundherum, das störte. Wenn ich mir das nun mit Diffusor vorstelle, der noch zusätzlich streut, sollte ja eigentlich das Umfeld sehr diffus werden und der Raumeindruck sich verändern. Gleichzeitig kann ich mir aber nicht vorstellen, dass ich den Ton präziser hören werde. Ich stelle mir vielmehr vor, dass ich dann eher einen anderen Eindruck vom Raum bekomme, nicht unbedingt aber von der Musik, vom Klangbild selbst.

■ ■ ■

Du hattest Gelegenheit, dich mit anderen zu unterhalten, vielleicht auch, als sich andere hier im Raum aufhielten. War das vom Gefühl her angenehm?

Es war bedingt angenehm. Momentan fällt mir auf, dass der Raum, nachdem wir uns gerade nur zu zweit hier aufhalten, viel halliger ist als zu dem Zeitpunkt, an dem hier noch mehr Stühle standen und sich mehr Personen im Raum aufhielten. Das ist ein grosser Unterschied. Jetzt ist es knapp daran, unangenehm zu sein.

Du meinst dieses Helle, das da zu hören ist?

Es wirkt einfach ein wenig bleichig, und das ist nicht angenehm. Als wir hier gemeinsam mit den anderen waren, fiel das nicht so sehr ins Gewicht, vielleicht weil es durch das Stimmengewirr überdeckt war.

Musik hast du ja sicherlich auch ein wenig gehört. Wenn du dies jetzt im Vergleich mit der Situation in Bern zu beschreiben hättest, was fällt dir auf?

Ich habe hier kaum bis keinen Unterschied zwischen Sweet-Spot und Direktschall gehört. In Bern hörte man das extrem deutlich. Dort waren Welten zwischen den beiden Positionen. Hier hingegen merkt man das kaum. Ein wenig besser ist es vielleicht, wenn man sich auf dem Sweet-Spot befindet, als wenn man daneben steht – aber gross ist der Unterschied nicht.

Du hattest in den vergangenen Wochen des Öfteren Gelegenheit, dich mit Akustik und mit bestimmtem Hören auseinanderzusetzen. Macht sich das in deiner Alltagswahrnehmung von akustischen Situationen bemerkbar?

Man wird sich der Akustik im Alltag viel bewusster. Verschiedene Raummodi fielen mir unter anderem in meinem eigenen Zimmer auf. Zum Beispiel, dass ich mit dem Kopf in der Ecke liegend, einparkende Autos viel lauter höre als von der Mitte des Raumes aus. Auf solche Phänomene achtet man jetzt überall. Oder man klatscht in die Hände, wenn ein Wellblech in der Nähe ist, und hört am Ende dieses zirpende Echo.

Vor allem wenn Menschen einen Raum betreten, fängt man auch plötzlich an, diese unter akustischen Gesichtspunkten zu betrachten – man beobachtet also nicht nur, wie derjenige aussieht, sondern auch wie er klingt. Man hat mittlerweile einfach eine Referenz. Gerade wenn man bei dir in Bern war, dann weiss man eben jetzt, wie ein absorbierender Raum klingt.

Du kannst alles jetzt besser einordnen?

Ja, absolut. Nach der Erfahrung mit dem schalltoten Raum in der EMPA, in dem einem nachgerade schlecht wird, weiss man plötzlich, dass wir überall um uns herum Schälle haben – und dass diese uns auch tatsächlich helfen, wahrzunehmen und uns zu orientieren.

Wir arbeiten hier an Paneelen und werden diese an die Wand hängen. Welche Veränderungen erwartest du?

Ich erhoffe mir natürlich einen stark hörbaren Unterschied – gerade im Vergleich zwischen dem leerem Raum und der Anwesenheit von wenigen Personen. Ich erhoffe mir aber auch, dass wir gestalterisch interessante Produkte entwickeln werden. Sodass es vielleicht nicht gerade ein wohnlicher Raum wird, aber vielleicht ein «extremer». Beispielsweise indem wir die Paneele schwarz färben.

Du denkst, eine Farbveränderung würde die Hörwahrnehmung verändern?

Ja, gerade mit Farbe könnten wir meiner Meinung nach extreme Unterschiede erzielen. Ich denke, ein heller Raum lässt einen komplett anderen Eindruck entstehen als ein schwarzer Raum.

Das wird auch sprachlich deutlich. Wir sprechen tatsächlich von «hellen» oder von «dunklen» Klängen. Wenn wir uns in einem schwarzen Raum befinden, so wird man, unabhängig davon, wie scharf die Töne wirklich sind, tendenziell von dunklen Klängen sprechen. Diese Korrespondenzen sind stark ausgeprägt. Und ich glaube, dass vor allem die Sinnesdaten unsere letzten Referenzen sind – auch dann, wenn wir von einem Zeigerinstrument oder von einem Dis-

play ablesen. Die Verbalisierung von Sinneseindrücken funktioniert, indem man sich auf benachbarte oder verwandte Sinne, also ganz einfach auf Sinneseindrücke bezieht. Dabei wechselt man im Prinzip ständig von einem Sinn zum anderen – um die Dinge klarer zu machen. Dann beispielsweise, wenn man etwa von «scharfen» oder von «süssen» Klängen spricht. Eigentlich handelt es sich um einen sich selbst referenzialisierenden Begründungszusammenhang.

Was ich ausserdem bei dir im Studio extrem beeindruckend fand: Sass man vorne mit geschlossenen Augen direkt am Sweet-Spot und jemand bewegte sich durch das Klangfeld, wirkte das, als liefe jemand durch die Sonne. Etwa so, wie wenn man am Strand liegt und jemand durch die Sonne läuft und der Schatten fällt einem über die Augen – auch wenn man sie geschlossen hat. Genauso war das klanglich in deinem Studio. Das fand ich extrem beeindruckend. Man hat wirklich gesehen – oder gehört –, wo derjenige sich bewegt oder durchläuft. Und natürlich ist interessant, dass ich jetzt eben vom Sehen sprach, obwohl ich es eigentlich gehört habe.

■ ■ ■

Ist dir etwas Spezifisches aufgefallen im Vergleich zwischen der Raumsituation ohne und mit Strukturen an der Wand?

Im Vergleich zur Raumsituation ohne Strukturen an den Wänden empfinde ich es jetzt mit den Strukturen an der Wand als extrem viel ruhiger. Es ist jetzt angenehmer. Vor allem aufgrund des Halls, den es hier vorher gab. Jetzt ist alles relativ klar verständlich, was geredet wird. Und ich denke, das liegt nicht nur einfach daran, dass wir ein Sofa in den Raum gestellt haben.

Du merkst das also auch jetzt, hier in dieser Gesprächssituation? Heute sitzen wir ja tatsächlich ein Stück weiter auseinander als die letzten Male.

Ja, das merkt man sogar extrem. Denn normalerweise sitzt man ja eher näher beisammen oder gleicht die Distanz durch lauterer Sprechen aus. Hier aber ist jetzt alles extrem klar zu verstehen – obwohl wir weit auseinander sitzen. Es ist deutlich und ruhig.

Du bemerkst also einen beruhigenden Effekt, verstehe ich das richtig?

Ja, es wirkt alles ein wenig gedämpft – auch Geräusche, die von aussen kommen. Es ist nicht gerade alles in Watte, aber ich empfinde schon ein wenig Schwere. Nicht dass das unangenehm wäre. Es kommt eher alles sehr klar rüber, eher ruhig und tief und nicht so schrill. Für das Gebäude ist das allgemein sehr ungewohnt, aber auch im Gegensatz zu diesem Raum ohne Möbel und Paneele. Ich habe den Eindruck, der «Grundpegel» ist viel tiefer und extrem viel ruhiger. Ausserdem erscheint alles näher – was sehr irritierend wäre, wenn man draussen stünde.

Du erwähnst das Stichwort «beruhigend». Das klingt nach einem relativ fundamentalen Eingriff in diese sogenannte «Stimmungs- und Atmosphären-Ebene». Kannst du das vielleicht noch ein wenig mehr ausführen?

Im Vergleich zu Alltagssituationen, zu Situationen, die meistens hektisch verlaufen, sind solche Orte, die ruhig sind, sehr selten. Oder man muss sie wirklich bewusst suchen. Auch wenn man sich in Wohnzimmern aufhält, gibt es ja trotzdem immer Einflüsse von aussen. Oder die Zimmer sind so offen, dass sie sich sowieso nicht abtrennen lassen. Nur weil die Tür zu ist, heisst das aber eben noch nicht, dass man sich entspannen kann ohne irgendeinen Einfluss von aussen.

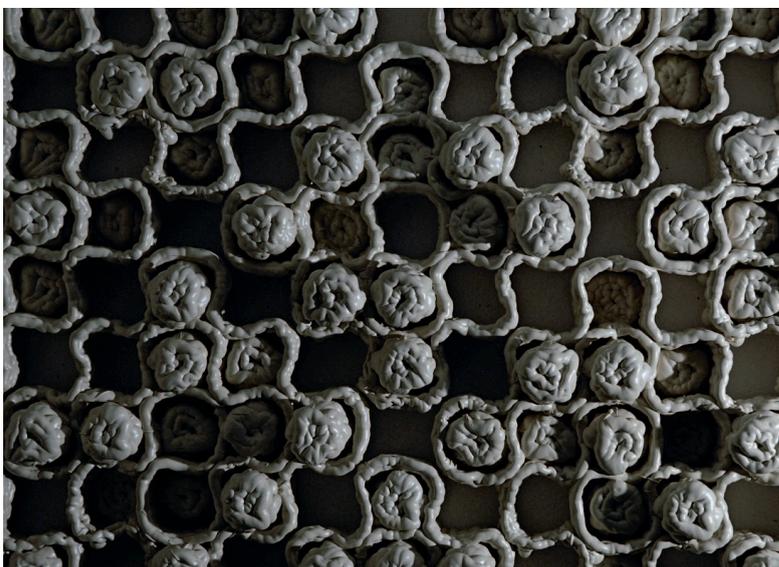
Da wirkt es für mich noch extrem viel beruhigender, wenn auf einmal auffällt, dass wirklich alles so gedämpft, ruhig und angenehm wird. Laut genug, sodass es nicht mühsam ist, sehr direkt, sehr klar, sodass das Hören nicht anstrengt.

Du könntest dir also eine Tischgesellschaft in seiner solchen Atmosphäre gut vorstellen? Denkst du, es wäre angenehm, wenn hier sechs bis acht Personen an einem Tisch sässen?

Ich stelle mir dann die Gespräche eher ruhiger vor. Und vielleicht auch ein wenig ernster, weil sich die Gespräche der Lautstärke anpassen würden oder vielmehr die Inhalte. Allerdings weiss ich nicht, wie es wäre, wenn es laut und hektisch zginge, ob es dann gar nicht mehr zusammenpassen würde. Ich nehme mal an, es wäre lauter, aber trotzdem noch recht klar.

Und es wäre sicherlich nicht so verwirrend in dem Sinn, dass man sich überhaupt nicht mehr untereinander versteht, weil jeder beginnt, den anderen zu überstimmen und lauter

2+3 PU-Schaum-
Paneele in variie-
render Form und
Farbe



zu werden. Ich denke also, es wäre nicht anstrengend oder ermüdend, wie das sonst oft der Fall ist.

Bei sechs bis acht Personen kann ich mir gut vorstellen, dass man sich also ein wenig einpendeln kann auf eine Lautstärke, weil man merkt, man muss nicht laut sprechen, man versteht sich sehr gut untereinander, auch wenn es leise ist. Das könnte einen grossen Unterschied ausmachen.

Insofern ist eben zu vermuten, dass sich dieser Aufschaukelungsprozess, den du beschrieben hast und den man ja sehr oft erlebt, gar nicht erst zustande käme, weil gar nicht das Bedürfnis aufkäme, noch lauter zu werden. Das könnte einen sehr fundamentalen Eingriff für das eigene Erleben bedeuten, in Bezug auf Ruhe und die Beförderung von Konzentration. Oder auch für das Zusammenleben, direkt bezogen auf eine Gemeinschaftsbildung, wie bei einer solchen Tischgesellschaft am Abend zum Beispiel. Dort würde ich unter Umständen ganz andere Themen wählen, ernste, hast du erwähnt. Man würde also unter Umständen auch längere Sätze bilden können, eventuell kompliziertere Worte verwenden, weil diese einfacher verstanden werden könnten. Insofern würde sich also vielleicht überhaupt die Balance und Dynamik innerhalb des Gesprächs anders strukturieren: Es gäbe weniger Aufschaukelungsprozesse, man hätte mehr Zeit und könnte sich besser ausbreiten.

Ja, ich kann mir vorstellen, dass unbewusst eine Anpassung stattfinden würde.

Betreffs einer Analogienbildung zwischen Licht und Schall: Wenn du diese Situation, die wir akustisch hier in diesem Raum erreicht haben, ins Optische übersetzen müsstest, wie würdest du das beschreiben?

Als etwas mit sehr wenig Licht. Denn wenn es düster und dunkel wird, wenn die Konturen sich zu verwischen beginnen, wird das Visuelle stark geschwächt. Man beginnt dann automatisch, sehr stark zu hören. Durch das Hören versucht man, den Raum zu erfassen. Und da es wirklich dunkel ist, erinnert das eigentlich auch mehr an Ruhe.

Es gibt hier diese grosse Fensterfront, man sieht hinaus auf eine modernistische Architektur und hier drinnen entsteht so etwas wie eine «Kuschelecke». Ist das reizvoll oder eher irritierend?

Bei der Fensterfront ist es eigentlich ungewöhnlich, dass man von aussen nichts wahrnimmt. Das ist fast wie ein tonloser Fernseher – völlig neue Verhältnisse. Zuvor war man viel stärker verbunden, weil es hier im Raum noch viel lauter war. Und insofern war ganz klar, dass man das Draussen nicht wahrgenommen hat. Dadurch aber, dass es hier im Raum jetzt so ruhig ist, müsste man eigentlich – dem Gefühl nach – das Aussen viel stärker wahrnehmen können. Was aber nicht der Fall ist. Obwohl sich an den Fenstern natürlich nichts verändert hat. Von der Wahrnehmung her ist das sehr merkwürdig.

Nochmals eine Frage betreffs der neuen, grossen Strukturen, die wir jetzt hier im Raum haben: Wie geht es dir mit diesen visuell?

Die Paneele haben ein ziemliches Volumen angenommen – es ist das Maximum dessen, was wir ausprobiert haben. Und

damit sind wir, glaube ich, langsam an Grenzen gelangt. In dieser Form wirkt es nun doch ziemlich dominant, ich kann es mir zumindest momentan noch nicht mit weiteren Möbeln vorstellen. Das Ganze wirkt sehr bildhaft. Wenn ich mir die Paneele an einem anderen Ort vorstelle, so könnten sie dort nicht einfach nebenher und dezent in Erscheinung treten.

Könntest du dir dennoch vorstellen, so etwas bei dir zuhause aufzuhängen, beispielsweise bei der Einrichtung einer akustisch optimierten Stereoanlage oder eines Heimkinos? Wenn du hierfür solche Elemente angeboten bekommen würdest, könntest du dir vorstellen, sie an zentraler Stelle auch bestmöglich zu platzieren?

Studen (BZ): Ja.

Dann auch, wenn so ein Paneel im Prinzip so gehängt oder platziert wäre, dass es einen ganz eigenständigen Wert bekommt, etwa wie wenn man ein Bild präsentiert oder ein sonstiges Kunstwerk, eine Skulptur beispielsweise?

Ich habe noch ein wenig Mühe damit, dass die Paneele eben entweder als Akustikelement oder als etwas aus dem Kunstbereich angesehen werden. Wir versuchen ja momentan gerade wirklich, den künstlerischen Wert mehr hervorzuheben. Denn so einen Diffusor hängt man sich ja nicht einfach in den Raum, und dann auch noch so dominant. Ich glaube aber, wenn man Erfahrungen gesammelt hat, was der Unterschied mit diesen und ohne diese Elemente im Raum ist, dann kann man sie auch visuell viel stärker akzeptieren.

Wenn ich mich entscheiden müsste, ein Bild an die Wand zu hängen oder eine Skulptur auszustellen, dann würde ich mich nicht freiwillig für PU-Schaum an der Wand entscheiden. Aber in Verbindung mit der Musik schon, das könnte ich mir vorstellen. Insofern wäre es also sicher eng verknüpft mit der Erfahrung, auf diese Art und Weise Musik zu hören.

■ ■ ■

Wenn du das, was du akustisch hier als Veränderung in den letzten Tagen und Wochen erlebt hast, in das Visuelle, in das Optische übersetzen müsstest, bezüglich einer Veränderung der Lichtverhältnisse also – wie würdest du das beschreiben?

Das lässt sich sogar relativ gut an den Deckenflutern festmachen, die wir hier aufgebaut haben: Mit der akustischen Veränderung hatte man mehr das Bedürfnis nach Dämmung, Dämpfung also im Visuellen. Entsprechend hatten wir abends nie diese Neonröhren an, sondern haben wirklich versucht mit indirektem Licht zu arbeiten.

Das heisst, anfangs habt ihr durchaus die hier vorhandenen Neonröhren benutzt und fandet im Verlauf aber das indirekte Licht durch die Deckenfluter angemessener?

Ja, dennoch ergab sich das eher zufällig. Es ging um die Fragen, was noch in einem «Wohnzimmer» fehlt. Wir fanden dann diese Deckenstrahler und konnten damit indirektes Licht schaffen.

Man könnte also sagen, in dem Masse, wie sich die Raumakustik hier in Richtung eines besser und stärker strukturierten diffusen Feldes verändert hat, in diesem Masse habt ihr nach indirektem und damit eben auch diffusem Licht gesucht?

Definitiv, aber wie gesagt nicht bewusst. Wir haben nicht auf einmal festgestellt, jetzt muss in dieser Hinsicht etwas passieren, sondern das hat sich wirklich eher intuitiv und aus purem Instinkt heraus ergeben.

Möchtest du auch noch mal ein oder zwei Bemerkungen machen über die Veränderungen des Raums im Vergleich zum kahlen Zustand? Wie wirkte er anfänglich und wie nimmst du ihn jetzt wahr? Wir haben uns hier jetzt beispielsweise schon eine ganze Weile unterhalten, und der Abstand zwischen dir und mir ist rund doppelt so gross wie bei den vorhergehenden Gesprächen am Tisch. Wie erlebst du das?

Da hat auf jeden Fall ein Umdenken stattgefunden. Beim vorletzten Mal hat man sich mit der Situation abgefunden, fand es eigentlich schon ganz gut so. Da man es jetzt aber anders erlebt, auch schon allein bezüglich der Sprachverständlichkeit, merkt man erst jetzt, dass ein Rückschritt gravierend wäre.

Du würdest den Raum also jetzt und in diesem Zustand als komfortabler bezeichnen?

Ja, sowohl visuell als auch akustisch.

■ ■ ■

Wir haben einige Musikbeispiele in diesem Raum gehört. War die Akustik für euch angenehm oder gab es auch besonders hart klingende Passagen beziehungsweise sonstige Auffälligkeiten, die ihr bemerkt habt?

Ich glaube, es passiert einem jetzt eher, dass man an gewissen Stücken, die einem bisher sehr gut gefielen, nicht mehr so viel Freude hat.

Das ist eine typische Erfahrung, wenn HiFi-Zimmer oder Ähnliches eingerichtet werden. Wenn man sich gutes Equipment anschafft, beginnt man oftmals 80 Prozent der Plattensammlung als minderwertig zu empfinden. Sehr viele Aufnahmen sind tatsächlich sehr lieblos und schnell gemacht.

Die Tonmeisterei ist sowieso ein relativ junges Fach. Die Zürcher Hochschule etwa bietet erst seit zwei Jahren diese Ausbildung in der Schweiz an. Ansonsten funktionierte das alles immer über reines Autodidaktentum. Alles in allem war dieser ganze Sektor aber eigentlich immer

einem Laienpublikum überlassen. Und das ändert sich eigentlich erst in neuester Zeit – was verblüffend ist, wenn man die Gestaltungsmöglichkeiten bedenkt. Stellt man hier eine Analogie zur Fotografie her, die man heute problemlos in Museen als Kunstwerke bestaunen kann, und setzt das dann mit dem Implikationsreichtum der Aufnahmetechnik und ihrer Folge in ein Verhältnis, dann ist das sachlich überhaupt nicht zu verstehen.

Ich habe noch eine Frage, die in letzter Zeit des Öfteren aufkam. Sie betrifft die Arbeit mit «sinnlichen» Produkten, bezogen auf das «Sprechen über die Dinge». Man merkt plötzlich, das man zwar an sinnlichen Dingen arbeitet, aber dabei ausschliesslich die ganze Zeit am Computer sitzt. Das produziert eine wirklich extreme Diskrepanz: Du arbeitest an etwas, das sinnlich sein soll und das dich in dieser Hinsicht auch interessiert. Aber dein Arbeitsprozess ist total kalt. Man könnte ja solche Dinge wie die Paneele oder auch Architektur auf einem sehr sinnlichen Weg entstehen lassen, beispielsweise durch das Bauen von Modellen oder Ähnlichem.

Ich habe versucht, mit meinen Ausführungen zum Stichwort «Sensualismus» eine grobe Unterscheidung zwischen Rationalismus und Sensualismus vorzunehmen. Ganz grob zusammengefasst: Sensualismus liegt immer dort vor, wo man bereit ist, es so zu machen, wie ihr das jetzt zum Beispiel getan habt: Ihr hattet einen Plan, eine Idee, eine Vorstellung, ein Konzept, angeregt durch das Thema. Dann habt ihr eure Arbeit am Computer durchgeführt und daraufhin eure Erfahrungen bei der Umsetzung mit der Maschine und dem Roboter gemacht. Zum Schluss haben wir hier jetzt echte Werkstücke, sogar im Format 1:1, was aussergewöhnlich ist. Und genau das halte ich fast schon für ideal.

Denn ich denke, wenn Häuserbauen nicht so teuer wäre, dann würdet ihr auch in 1:1 ein Modell bauen wollen; um sich dann eben wirklich physisch in diesen Räumen bewegen zu können, um Erfahrungen zu sammeln, wie sich die Architektur bewährt.

In diesem Projekt hatten wir nun also das Glück, mit 1:1-Modellen zu arbeiten, und ich glaube, Sensualismus liegt in dem Moment vor, in dem man bereit ist, die Idee

4 Detailansicht
Laborsituation
ETH Zürich





oder das Konzept, das man hat, durch die Wirklichkeit – und in diesem Fall durch dieses 1:1-Modell – infrage stellen zu lassen. Und man sich ausserdem – umgekehrt – durch die Objekte, die man hervorbringt, bedingen lässt.

Das heisst ganz einfach: Einerseits ist man sensibel gegenüber dem, was man selbst erlebt, indem man Aufmerksamkeit auf das eigene Erleben richtet. Das würde ich den «ästhetischen Blick» überhaupt nennen. Den Fingern, den Ohren und den Augen zuzusehen, zuzuhören, was diese tun und wahrnehmen.

Auf der anderen Seite – darüber hinausgehend – geht es darum, andere zu befragen: Was erlebt ihr damit? Und sich sowohl durch das Werkstück als auch durch das, was andere an Erfahrungen mit diesen Werkstücken machen können, bedingen zu lassen. Genau um diesen Schritt geht es. Wenn man dazu bereit ist, sich bedingen zu lassen durch das Objekt, dann hat man die Möglichkeit, sich anregen zu lassen, sich lenken zu lassen, sich führen zu lassen, so wie zum Beispiel hier durch die Selbstständigkeit des Materials, das von sich aus ja etwas Organisches, Cremeartiges, Wurstartiges, Gedärmartiges mit sich bringt.

Wenn man so etwas einbringt und das dann wiederum in den weiteren Design-Prozess einfließen lässt, dann würde ich das eine Form von Sensualismus nennen – auch dann, wenn das selbstverständlich wiederum in einem Konzept mündet.

Das scheint mir das Charakteristische zu sein: dass man sich nicht einfach nur von Ideen, Traditionen, Moden und Diskursen leiten lässt. Vielmehr stellt sich immer wieder die Frage: Lasse ich mich durch das bedingen, was ich selbst erfahre, oder wie in diesem Fall, was andere mir als Erfahrung, als Hörfahrung mitteilen? Da entscheidet es

sich dann. Ist man sensualistisch, materialistisch, empirisch orientiert oder beharrt man wirklich auf Ideen und Konstrukten, die wir irgendwo aufgenommen haben. Das Einzige, was dazu notwendig ist, ist eine Sensibilität für das eigene Erleben. Eben so etwas wie ein «ästhetischer Blick». Dieser hilft dann wirklich, Konzepte vorwärts zu treiben.